

Rezensionen und Referate.

I. Psychologie.

Die Schichten der Persönlichkeit. Von Erich Rothacker. Bonn 1937, J. A. Barth. 107 S.

In einer kleineren Schrift *Die Schichten der Persönlichkeit* faßt der Bonner Ordinarius für Philosophie, Erich Rothacker, seine Voruntersuchungen über das anthropologisch-psychologische Problem der menschlichen Persönlichkeit zusammen. Die grundlegende These dieser Arbeit lautet: „Die menschlichen Handlungen als Aeußerungen der Gesamtpersönlichkeit sind in ihrer Eigenart verstehbar nur als Ausflüsse von Persönlichkeitsschichten. Die Lehre von den Schichten der Seele allein ist der Schlüssel zum Verständnis des praktisch menschlichen Verhaltens“ (S. 7). Solcher „Persönlichkeitsschichten“ nimmt Rothacker nun grundsätzlich drei an: 1. Die die Gesamtpersönlichkeit fundierende Schicht des „Es“ bzw. der „Tiefenperson“; 2. die oberste Schicht des „Ich“; 3. die sich zum eigentlichen Charakter der Persönlichkeit verfestigende mittlere „Personschicht“. Mit dem Zentralbegriff seiner Arbeit, dem „Es“ bzw. der „Tiefenperson“, folgt Rothacker, wenn auch eigenwillig und nicht ganz unoriginell, der tiefenpsychologischen Tradition eines Freud und C. G. Jung. Was ist nun das „Es“ (Tiefenperson)? „Der Substanz nach ist dieses sogen. „Unbewußte“ großenteils „das Kind in uns“, unterbaut durch das Tier in uns, überbaut durch den sogen. Charakter, d. h. ein durch gesellschaftliche Erziehung, Widerstandserfahrung und Selbsterziehung gefestigtes System von Uebungen und Gewohnheiten“ (S. 11). Das „Es“ ist der „Born“, dem die vitalen und emotionalen Kräfte (Triebe) entquellen, es ist ein „komplettes Lebewesen“, das eingespannt ist in den gewaltigen Rhythmus von Natur, Umwelt und Kosmos. Aus diesen Kräften bildet sich die charakterliche Form der Persönlichkeit, entsteht das, was man kurz „Person“ nennt. Innerhalb der Bewußtseinsregion liegt das „Ich“, das diese vital-emotionalen Kräfte und charakterlichen Fähigkeiten des „Unbewußten“ ordnet und kontrolliert. „Das Ich ist eine Kontrollinstanz“. „Das Ich ist mit einem Reiter zu vergleichen, der auf dem „Es“ reitet“ (S. 15). Das Ich stellt streng genommen keine „Schicht“ dar, es ist eher „Ich-Funktion“, ein „Ich-Punkt“ oder ein „Ich-Zentrum“ (S. 55). Das in Kürze der schematische Aufbau der Arbeit.

Dem philosophischen Leser dürfte diese besonnene Schrift Rothackers eine gute Einsicht in die Arbeiten und Methoden der gegenwärtigen philosophisch-anthropologischen Forschung geben; auch ist die in den Fußnoten fortlaufend wiedergegebene Uebersicht über die Fachliteratur sehr zu begrüßen.

Bonn.

Karlheinz Neunheuser.

Cursus Philosophicus Thomisticus. Auctore Joanne a S. Thoma O. P. Ed. B. Reiser O. S. B. Tom. III. Naturalis philosophiae quarta pars: De ente mobili animato. Turin 1937, Marietti. Lex.-8. XVI u. 621 S. L. 100,—.

Mit diesem dritten Band ist die verdienstvolle Neuausgabe des für Geschichte und Gedankenwelt des Thomismus so bedeutsamen Werkes zum Abschluß gebracht. Der Band enthält die Psychologie des Johannes a S. Thoma, die in losem Anschluß an Aristoteles' *De anima* die Fragen nach Wesen, Eigenschaften, Fähigkeiten und Tätigkeiten der Seele im Geist des hl. Thomas mit spekulativer Gründlichkeit und Tiefe behandelt.

Von S. 427 an folgen die vom Herausgeber mit größter Sorgfalt gearbeiteten fünf Indices, mit deren Hilfe erst der ganze inhaltliche Reichtum der drei Bände leicht zugänglich wird: Ein Index biblicus, je ein Index der Aristoteles- und Thomaszitate, und dann vor allem der Index personarum und Index rerum. Das Personenverzeichnis zeigt uns Johannes a S. Thoma als ausgezeichneten Kenner der scholastischen Tradition, freilich auch seine fast völlige Vernachlässigung der modernen Philosophie und Naturwissenschaft. Bemerkenswert ist, daß von den Scholastikern der Zeit keiner auch nur annähernd so oft erwähnt wird wie Suarez. Das Werk ist eben die erste große Auseinandersetzung der engeren Thomistenschule mit der Philosophie des Suarez. Dieser wird immer mit Achtung genannt und in seinen abweichenden Meinungen mit vornehmer Sachlichkeit bekämpft. Gerade in manchen psychologischen Fragen sieht Johannes auch offenbar tiefer als Suarez, so etwa in der Frage nach der Bedeutung des Verbum mentis oder nach dem Wesen des Urteils. Das Sachverzeichnis läßt gewiß deutlich werden, daß das Werk in der Naturauffassung vom neuen Geist noch unberührt ist und manche absonderlichen Vorstellungen weiterschleppt, aber es läßt auch klar hervortreten, daß diese Seltsamkeiten gegenüber der ernsten und tiefen philosophischen Gedankenarbeit bei weitem zurücktreten.

Pullach b. München.

J. de Vries S. J.

II. Naturphilosophie.

Ursprung und Aufbau des lebendigen Kosmos. Von H. Conrad-Martius. Salzburg-Leipzig 1938, O. Müller. kl. 8. 370 S. M 5,70.

In diesem Buche unternimmt es die Verfasserin, die heutige Problematik der Abstammungslehre eingehend darzustellen. Die Anschauungen über die Deszendenz haben sich seit Haeckel grundlegend geändert. Von einer völligen Aufgabe der allgemeinen Abstammungstheorie kann allerdings, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, keine Rede sein. Dafür sind neue Gesichtspunkte gefunden, die auf die gründliche Durchforschung des paläontologischen, vererbungstheoretischen und keimesgeschichtlichen Materiales zurückgehen. Sie stellen den Biologen vor die immer dringender werdende Aufgabe einer gänzlich neuen Unterbauung der Abstammungslehre.

Die Zuchtwahllehre Darwins, die züchterische, bei Darwin ganz speziell an der Taubenzüchtung gewonnene Erfahrungen und Anschauungen auf die Gesamtentwicklung des irdischen Lebens übertrug, mit ihrer Fortführung durch Haeckel und dem glänzenden Beweis durch das „biogenetische Grundgesetz“, ist heute abgetan. Die wachsende Einsicht in das Unhaltbare des

Haeckelschen Standpunktes hing mit der tiefgreifenden Umwendung in der biologischen Arbeitsweise zusammen. Der in der echten Naturforschung immer wieder durchbrechende Trieb zu unmittelbarer Erforschung förderte Schritt für Schritt die Wesensbestandteile der Keimesgeschichte zutage. Damit rückte die Einzelentwicklung in den Mittelpunkt nicht nur der biologischen, sondern auch der Abstammungstheoretischen Betrachtungen. Es wurde die wunderbare Plastizität, ja geradezu das „Allvermögen“ des Keimes entdeckt, die eigentliche schöpferische Entwicklungskraft, was wiederum zur „Biologisierung“ der Abstammungslehre führte. Die Keimesgeschichte wurde nicht nur Quellpunkt stammesgeschichtlichen Fortgangs, sondern auch Analogie stammesgeschichtlicher Entwicklung, in der man auf Grund paläontologischen Materiales jugendlich-unreife, primitive Formen von differenzierteren Ausgestaltungen und von ausgereiften bis zu verwilderten Formen mit deutlichen Anzeichen degenerativer Alterserscheinungen unterscheiden lernte.

Die Biologisierung der Abstammungslehre zeigt mit immer wachsender Deutlichkeit auch die Grenzen der Erklärungsmöglichkeiten durch immanente Entwicklung. Die Verfasserin scheidet klar zwischen 1) Rasse, 2) Art und Gattung und 3) Familie, Ordnung, Klasse und Stamm. Sie legt den sachlichen Eigensinn dieser Unterscheidungen klar und kommt zu dem Ergebnis, daß sich der Organismus kraft eigener natürlicher Lebenspotenzen nicht aus seinem Grund- oder Wesenstypus herausentwickeln kann. Eine solch wesenhaft-ganzheitliche Umformung in einen neuen Stammtyp bedarf einer entsprechenden Ursächlichkeit. Die natürlichen schöpferischen Kräfte reichen dazu nicht hin. Die dem Organismus innewohnenden natürlichen Potenzen, die ihn selber weithin zu reorganisieren und stammesgeschichtlich abzuwandeln vermögen, können ihn doch niemals völlig aus sich selbst und seinem eigenen typischen Formgrunde herausversetzen. Hier liegen die Grenzen aller rein natürlich welt-immanenten Entwicklung. Deutlich weist C.-M. darauf hin, daß nur von einer den gesamten anorganischen und organischen Bezirken jenseitigen Stelle her eine solche Verwandlung lebendiger Wesen möglich ist. Nicht natürliche Entwicklung, sondern die Macht des Schöpfers ist letzte Erklärungsursache.

Dieses sind die bedeutendsten Gedanken des Buches in aller Kürze. Für den Naturphilosophen ist es die gegebene Zusammenfassung des heutigen Standes der Abstammungsforschung, darüber hinaus die Darstellung der „metaphysischen Einbruchsstellen“ in das biologische Geschehen. Den Titel des Buches halte ich nur nicht für ganz geeignet, weil er das spezielle Thema des Buches, die Abstammungslehre, nicht zum Ausdruck bringt.

Brieg, Bez. Breslau.

G. Siegmund.

III. Theodizee.

Die Stellung Johannes Hessens zu den Gottesbeweisen. Von P. Ed. Peis M. S. F. (Löwener Dissert.) Betzdorf 1938. VII u. 135 S.

Ueber einen lebenden Autor, der noch auf der Höhe seines Schaffens steht, zu schreiben, ist immer eine mißliche Sache. Besteht doch Gefahr, daß die Darstellung bereits im Moment ihres Erscheinens überholt ist. Dieser tragische Fall liegt auch hier vor. Zwar nicht nach Erscheinen, wohl aber nach Fertigstellung der vorliegenden Arbeit (zwischen beiden liegt fast ein

Jahr) ist meine Religionsphilosophie erschienen (*Die Werte des Heiligen. Eine neue Religionsphilosophie*, Regensburg 1938), in der ich ex professo das Problem der Religionsbegründung und damit auch der Gottesbeweise behandle. So ist die Arbeit schon bei ihrem Erscheinen veraltet.

Sie ist auch sonst unzulänglich. Verfasser behandelt meine Ideen vollkommen isoliert. Der Leser erfährt nichts davon, daß sich ähnliche Gedanken und Bestrebungen bei vielen katholischen Philosophen und Theologen der Gegenwart finden. Ich nenne nur die Namen Geysler, A. Schneider, Al. Müller, P. Borgmann, Sawicki, Rademacher, Adam. Hätte er meine Ideen zu den vielen Versuchen der Gegenwart, in der Frage der Gottesbeweise neue Wege einzuschlagen, in Beziehung gesetzt, wie das die selbstverständliche Pflicht des Historikers ist, so wäre freilich das Unzulängliche seiner Methode vollkommen deutlich geworden. Denn all die genannten Versuche wären unter das dogmatische Verdikt des Verfassers gefallen.

Man wird P. Peis das Zeugnis ausstellen müssen, daß er sich mit scholastischer Philosophie gründlich beschäftigt und sich ihre Begriffe gut angeeignet hat. An alle philosophischen Gedanken und Lehren legt er den Maßstab eines handfesten Thomismus an und kommt infolgedessen bei der kritischen Prüfung abweichender Lehrmeinungen stets zu einem negativen Ergebnis. Dabei steht er dem genannten System vollkommen kritiklos gegenüber und scheint nichts zu wissen von der einschneidenden Kritik, die auch von katholischen Philosophen (von Hertling, Baeumker, Geysler, H. Meyer, A. Mitterer u. a. m.) an Grundbegriffen dieser Philosophie geübt worden ist. Sein Dogmatismus verschließt ihm die Einsicht in das Sinnvolle und Notwendige eines Strebens nach neuen und tieferen Problemlösungen. Nicht aus ihm sucht er die neuen, von den eigenen abweichenden Gedanken zu verstehen, sondern aus Unkenntnis und Mißverständnis der alten Lösungen. Den damit ausgesprochenen Vorwurf nimmt man als „lachender Philosoph“ um so leichter hin, als bis heute noch jeder Kritiker scholastischer Lehren von ihren Anwälten diesen Vorwurf zu hören bekommen hat, dem bekanntlich eine glatte *petitio principii* zugrunde liegt. Leider unterläßt es der Verfasser, seinen Vorwurf auch nur einigermaßen ausreichend zu begründen. Was er auf Seite 26 vorbringt, ist gänzlich verfehlt. Ist der Verfasser wirklich der Meinung, daß meine bildlich gemeinte Wendung (die sich übrigens bei anerkannten scholastischen Autoren findet) vom „Wandern“ der Wesensform aus der objektiven in die subjektive Sphäre beim Erkenntnisvorgang buchstäblich zu nehmen sei?

Der Geist der auch im einzelnen viele Unrichtigkeiten und Schiefheiten enthaltenden Untersuchung offenbart sich am deutlichsten, wo es im Anschluß an ein von mir zitiertes Wort Geyslers („Wer den ersten Ueberlegungen anderer alle Haltbarkeit abspricht, sollte sich doch wenigstens bemühen, selbst bessere und eingehend begründete an ihre Stelle zu setzen“) heißt: „Alle Haltbarkeit wollte und konnte ich den wirklich ersten Ueberlegungen Hessens nicht absprechen. Eingehend begründete an ihre Stelle zu setzen, hatte ich nicht nötig. Sie liegen in reichster Fülle, wenn auch nicht immer und überall frei von Mängeln, aufgespeichert in der *philosophia perennis*, besonders im Thomismus“ (S. 126). Verfasser scheint mir bei Thomas Lösungen für Probleme zu suchen, die dieser in ihrer ganzen Schärfe und Schwere noch gar nicht kannte und nach Lage der Dinge

auch gar nicht kennen konnte. Aber auch dem Verfasser selber scheint die Tiefe der von ihm behandelten Probleme niemals zu einem inneren Erlebnis und zu einer geistigen Not geworden zu sein. So nur ist sein inneres Fertigtsein und der daraus fließende, hie und da überhebliche Ton zu erklären.

„Die Polemik, die um Hessens Stellungnahme zu den Gottesbeweisen geführt wurde, ist leider auf beiden Seiten mit persönlichen Angriffen und Unfeinheiten im Ton bisweilen ein wenig zu weit gegangen“. Dieser Satz im „Vorwort“ ist nicht nur unglücklich formuliert (als ob man in Unfeinheiten des Tones auch nicht zu weit gehen könnte!), er ist in seiner Wendung „auf beiden Seiten“ auch unzutreffend. Verfasser wird aus meinem ganzen Schrifttum nicht einen Satz als Beleg für seine Behauptung anführen können. Auf die Angriffe von Skibniewski, Franzelin S. J. und Dörholt habe ich seinerzeit auf Anraten wohlmeinender Freunde geschwiegen. Um so mehr gereichte mir ein Aufsatz im „Heiligen Feuer“ zur inneren Genugtuung, der diese Art der Kritik in schärfsten Worten geißelte und als einen „Skandal für den Katholizismus“ anprangerte.

Die Arbeit des P. Peis, deren geistige Haltung mir vom Standpunkte des Löwener Programms: *Nova et vetera!* einfach unverständlich ist, dürfte nur geeignet sein, die Kluft zwischen modernem und katholischem Denken zu erweitern, indem sie bei jedem modernen Leser den Eindruck erwecken muß, daß es im Katholizismus außer der theologischen auch noch eine philosophische Orthodoxie gibt, von der abzuweichen bedenklich und gefährlich ist.

Prof. D. Dr. Johs. Hessen.

IV. Geschichte der Philosophie.

Nicolai de Cusa, Opera Omnia, jussa et auctoritate academiae litterarum Heidelbergensis ad codicum fidem edita V: *Idiota De Sapientia De Mente De Staticis Experimentis* edidit Ludovicus Baur. Lipsiae 1937, Felix Meiner. 150 p.

Nikolaus von Cues in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Ernst Hoffmann. **Ueber den Beryll** von K. Fleischmann. Bd. 217 der Philos. Biblioth. Leipzig, Meiner. gr. 8. 163 S. M 4,50.

Der zuerst genannte Band enthält eine mustergültige Ausgabe von vier Abhandlungen des Cusaners, die der bewährte Ludwig Baur aus gründlicher Vergleichung der Handschriften herausgegeben hat. — Die zweite Schrift enthält eine gute deutsche Uebersetzung des Beryll, jener Schrift, die für das Grundproblem des Cusaners, für das Prinzip des Zusammenfallens der Gegensätze von besonderer Bedeutung ist. Sehr begrüßenswert ist die aufschlußreiche Vorgeschichte der Cusanischen *Coincidentia Oppositorum*, die Hoffmann in der Einleitung gibt.

Nikolaus gehört zu den tiefgründigsten Philosophen, die die Geschichte der Philosophie, besonders der christlichen Philosophie kennt. Er gleicht einer Türangel, die weit zurückgeht und weit vorwärts, ja über die Gegenwart hinaus reicht. Alle Hilfsmittel zu seiner Erforschung sind deshalb dankenswert.

Würzburg.

Hans Meyer.

Die Bewegung des Erkennens und das Sein in der Philosophie des Nikolaus von Cues. Von Hildegard Rogner. Heidelberg 1937, C. Winter. 8^o. VII u. 69 S. *M* 3,50.

Es wird hier unternommen, „einiges Gültige und Bleibende aus dem Denken des Cusaners, soweit es für uns Heutige lebendig werden kann, herauszustellen, oder sich davon abzuheben“. Die Darstellung ist so beabsichtigt, daß sie „auf das erste Hinschauen als ein Dem-Stoff-Nachgehen“ erscheine, daß aber „ein weiteres Sich-Hinein-Vertiefen“ lehre, wie „über das historische Interesse hinaus, welches jene Weltsicht an uns heranziehen will, die Deutung unbeirrbar auf einer ganz geraden Linie verläuft, die sich aus dem Nachvollzug aus eigener philosophischer Haltung ergab, was aus einer bloßen Interpretation des Werkes allein nicht möglich wäre“.

Am Schluß auf dem Gipfel des Cusanischen Erkenntnisanstieges stehend, wird die Verfasserin „rückschauend, in der philosophischen Verantwortung zutiefst betroffen, des Anspruches inne, den das schon geschichtliche Denken für uns Heutige in der Not zum philosophischen Fragen stellt“.

Bamberg.

Artur Landgraf.

G. Pico della Mirandola. Sincretismo religioso-filosofico. 1463–1494. Von Eugenio Anagnine. [Biblioteca di Cultura Moderna. N. 304.] Bari 1937, Gius. Laterza e Figli. 8^o. VII und 279 Seiten. 18 Lire.

Verfasser, der sich schon öfter literarisch mit Pico della Mirandola beschäftigt hat, versucht hier vor allem die Quellen des Werkes dieses Philosophen aufzudecken und weist als solche die Araber, die Scholastik und jüdische Einflüsse nach, die aber alle in das Becken eines einheitlichen Systems aufgefangen wurden. Insbesondere ist anzuerkennen, daß hier in größerem Umfang als sonst bisher des Pico Conclusiones herangezogen worden sind, so daß die vorliegende Arbeit nicht nur für den Philosophen, sondern auch für den Theologen wertvolle Aufschlüsse vermittelt.

Bamberg.

Artur Landgraf.

Platon und Fichte, Die königliche Erziehungskunst. Von Walter Becher. (Deutsche Beiträge zur Wirtschafts- und Gesellschaftslehre, hrsg. v. O. Spann). Jena 1937, Fischer. 232 S. *M* 9,—.

Die vorliegende Arbeit hebt die Verwandtschaft, ja wesentliche Gleichheit Platonischer und Fichtescher Erziehungslehren hervor. In klarer Gedankenführung behandelt der Verfasser im ersten Teil die Metaphysik der beiden Denker, ihre Gesellschaftslehren, ihre Auffassungen vom objektiven Geist, im zweiten Teil das objektive Erziehungsbild, d. h. die Metaphysik als Endziel der Erziehung, die Bedeutung des Staates im Ganzen der Welt, die der Erziehung im Ganzen des Staates, wobei die Fragen der Stände und der Führerauslese zur Sprache kommen, endlich die Organisation: Anstalten, Altersstufen, Anteilnahme der Geschlechter an der staatlichen Erziehung, im dritten Teil das subjektive Erziehungsbild; hier werden behandelt die didaktischen Grundsätze als Mittel der Erweckung, Entfaltung und Vertiefung als Ziel der Erweckung und Eros als Grundmacht des Men-

schen. — Der Verfasser geht von der Annahme aus, daß Fichtes Lehre im wesentlichen einheitlich sei, und gewinnt, indem er die an Platon (und dem Johannesevangelium) orientierte letzte Phase des deutschen Denkers als Ziel seines Denkens festhält, mehrere Platon und Fichte gemeinsame Grundgedanken. 1. Der Mensch ist Mitglied der ewigen Welt, stammt aus ihr und strebt zu ihr zurück. Er kann aber sein Ziel nicht als Einzelter, sondern nur in staatlichem Verbande erreichen. Der Staat ist Verwirklichung göttlichen Geistes. Der Mensch kann nicht vollkommen werden ohne Hingabe an den Staat. 2. Letztes Ziel der Erziehung ist die Verbindung mit der ewigen Welt, nächstes Ziel die Heranbildung zum Gemeinschaftsleben im Staate, aber so, daß der Staat selbst dem letzten Ziele diene. Die verschiedene Höhe der menschlichen Begabung zwingt zur Führerauslese. Führer kann nur sein, wer imstande ist, durch die irdischen Dinge den ewigen Sinn zu sehen. Weil Fichte ebenso wie Platon überzeugt war, in einer verworrenen und verderbten Welt zu leben, wollten beide die Kinder nach Möglichkeit der Familie entziehen. Ein wesentlicher Unterschied besteht: den Frauen gewährt Platon Anteil an der höchsten Bildung, Fichte nicht. 3. Weil die Seele aus dem Ewigen stammt ist Lernen ein Wiedererinnern. Erziehung geht deshalb darauf aus, das Schöpferische in der Seele zur Selbsttätigkeit zu erwecken. Das vermag aber nur, wen die Liebe, nämlich der aus der Gemeinsamkeit des ewigen Zieles und aus der Intuition der metaphysischen Verbundenheit stammende Affekt zum Erziehungswerk treibt. — Die Arbeit ist verdienstlich, weil sie nachdrücklicher als sonst üblich die Uebereinstimmung der beiden Denker hervorhebt und eine notwendige Verbesserung in der Beurteilung des deutschen Idealismus vorbereiten hilft: Der Idealismus ist eine Form Platonischen Denkens und gehört deshalb in die *Philosophia perennis*. Daß man ihn durchaus billigen muß, ist damit nicht gesagt. Was die vom Verfasser behauptete Einheitlichkeit von Fichtes Denken betrifft, so mache ich Vorbehalte. Die anfängliche Lehre vom absoluten Ich war mißverständlich, die spätere Fassung eine verbessernde Modifikation. Richtig ist, daß Fichte die Aktivität des Geistes von allem Anfang an hervorheben wollte, aber unrichtig ist es, Tätigkeit und Absolutheit zu verkoppeln (S. 177); das Ich ist wohl tätig, aber nicht absolut. Erst wenn man diese Abschwächung vornimmt, besteht zwischen der Platonischen Anamneselehre und der Lehre von der Spontaneität des Bewußtseins jene Uebereinstimmung, die sich dann in der gemeinsamen pädagogischen Auffassung auswirkt, daß Erziehung Erweckung zur Tätigkeit sein müsse. Aber Fichte behauptete ursprünglich mehr. Auch hätte ich gewünscht, daß offenkundige Mißgriffe, die Zerstörung der Familie durch Platon, die weitgehende Zurückdrängung durch Fichte entschiedener als solche bezeichnet wären. Ueber die Stilform der Arbeit ist zu sagen, daß das systematische Interesse größer ist als das an historischer Erkenntnis, was in Nüancen zum Ausdruck kommt; die geschichtliche Lage, in der Platon wirkte, wird nicht so lebendig, wie der Geschichtsforscher sie zu sehen wünscht, aber das ist kein Fehler.

Wien.

Hans Eibl.

V. Vermischtes.

Wahrscheinlichkeitsrechnung für Nichtmathematiker. Von K. Dörge unter Mitwirkung von H. Klein. Berlin 1939. W. de Gruyter & Co. Gr. 8. 113 S. 6.— *M.*

Das Buch ist aus Vorlesungen für Statistiker entstanden. Dementsprechend baut es die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf der Häufigkeitstheorie auf. Die Wahrscheinlichkeit wird definiert als der Grenzwert der Folge der relativen Häufigkeit für ein bestimmtes Merkmal. Als Hauptergebnis wird das „Gesetz der großen Zahlen“ abgeleitet auf Grund der Tschebyscheffischen Ungleichung. Es wird weiter gezeigt, daß der Fundamentalsatz von der größeren Sicherheit der längeren Statistik im Grunde nichts anderes ist als das Gesetz der großen Zahlen, nur in anderer Formulierung.

Das Buch verbindet mathematische Strenge mit größtmöglicher Klarheit und Verständlichkeit für Nichtmathematiker. Von einer eingehenden Erörterung der letzten Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung nimmt es Abstand. Die Grundfragen werden berührt auf S. 46, wo der Verfasser erklärt, daß man es in der Natur mit abbrechenden Ereignisfolgen zu tun habe. Darum sei man genötigt, den idealen Grenzwert durch die „Endrelativhäufigkeiten“ zu ersetzen. Wir seien uns dabei bewußt, daß dieser Ersatzwert mit einem Fehler behaftet sei, da sich ja beim Fortsetzen der Ereignisfolge die Endrelativhäufigkeit ändern könne. Wir seien aber überzeugt, daß die Aenderung bei großer Länge der Ereignisfolge nicht mehr stark und damit der Fehler klein sei. — Wird hiermit nicht eine rein subjektive Ueberzeugung, die im Grunde nichts anderes ist als der Glaube an die Gültigkeit des Induktionsprinzips, zur Voraussetzung der Wahrscheinlichkeitsrechnung gemacht, und hat es dann noch einen Sinn, mit Hilfe dieser Rechnung die Gültigkeit jenes Prinzips nachweisen zu wollen?

Die Arbeit kann wegen ihrer Klarheit Philosophen, Statistikern und Naturwissenschaftlern empfohlen werden.

E. Hartmann.

Die Grenzen der Physiognomik. Mit 30 Bildtafeln. Von Max Picard. Erlenbach-Zürich u. Leipzig 1937, E. Rentsch. 191 S.

Noch ist die Physiognomik keine Wissenschaft; deshalb ist auch Picards Buch kein „wissenschaftliches“ Buch. Es bietet mehr und weniger als Wissenschaft. Mehr insofern, als es in intuitiv seherischer Weise die Beziehungen zwischen dem Bild des Menschenantlitzes und dem dahinterstehenden Innern deutet und dabei Zusammenhänge ahnt und beschreibt, die meist übersehen werden. Dabei bleibt Picard sich der Grenzen bewußt, die der Physiognomik immer gesetzt sind, da Inneres und Aeußeres einander nicht zu entsprechen brauchen. Das Buch ist weniger als Wissenschaft, insofern als es noch keine allgemeingültigen festen Maßstäbe und Beweismittel anwendet. Deshalb hat auch eine Kritik an Einzelheiten noch wenig Sinn. Oft überrascht die Kühnheit der Deutung, oft noch macht der bedächtige Leser ein Fragezeichen, oft spürt er, daß etwas Echtes gemeint ist. So geht das Buch der Wissenschaft voraus, wirft Lichter in noch wenig erhelltes Dunkel. Eins wird die Physiognomik nie entbehren können, was Picard auszeichnet: die ehrfürchtige religiöse Haltung, die an Gottes Ebenbild im Menschenantlitz glaubt und sich liebend in seinen Sinn hineintastet.

Brieg, Schl.

G. Siegmund.